



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 12/68

Anzeigenpreis: Die einseitige Seite 20 Pfg., die Nebenseite 50 Pfg.

Altensteig, Sonntag 23. März

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig
Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1930

Sonntagsgedanken

Wartende Scholle

Braun liegt die Scholle und in dampfender Bereitschaft, Das aufgetrocknete Erdreich wartet des Samens. Langsam und schwer schreitet der Sämann hin und streut die Saat über das Feld. Und die Sonne lacht und die Lerche singt und ein Knäuen von Zukunft und Fruchtbarkeit schwingt leise über die Flur. Frühling, du heiliges Wunder schaffender Kräfte!

Unter den Menschen gibt es ein Säu. Auch hier gibt es aufgetrocknete Schollen, des Samens wartend, der sie befruchtet und ihre Sehnsucht stillt. Wer mühte nicht solche Menschen, die hungert nach Leben, nach der Saat, die ihnen nahe? Die befruchtet sein wollen von der Güte eines tröstlichen Wortes, eines bescheidenen Rats, einer rettenden Tat, daß sie nicht leer und verödet durchs Leben gehen? Der Frühling ist da! Wer versteht seinen Ruf? Er pocht an die Herzen, daß sie ihre Säde öffnen und Samen austreten, der Frucht bringt.

Es gibt Menschen, die nicht säen wollen. Dabieria tragen sie ihre verkniffenen Seelen dahin und verschließen sie: „Was geben mich die andern an? Jeder ist sich selbst der Nächste!“ Aber wer nicht sät, soll auch nicht ernten. Und auf einen saulen Frühling folgt ein tauher Herbst. Ein Leben ohne Saat ist eine Blüte ohne Frucht: sie verdorrt und ihr Staub wird zum Spiel der Winde.

Es gibt Menschen, die Lust haben, Unkraut zu säen. Diefels wachsen auf ihren Souten und Blumen mit tödlichem Giftbauch Sie lachen alles Heiligen, spotten alles Guten. Sie entfachen die Funken der Verführung und freuen sich der entfesselten Blumen. Wehe, viele sind ihrer in unserem Volke, die dem Unkraut dienen! Und dreimal wehe, wenn einmal ein Herbst kommt, da das wuchernde Unkraut die Keime des guten Samens unter den Dornen erstickt hat!

Es gibt aber auch Menschen, die unverdrossen über die offenen Funden schreiten, und ihren gelben Weisen ansäen. Sie dienen der Zukunft und ihr Leben hat den köstlichsten Inhalt, den ein Leben haben kann: neues Leben zu schaffen, fruchtbar zu sein und den Grund zu künftigen Reichtümern zu legen. Von ihrer Arbeit hängt Kraft und Gesundheit des Volkes ab. Sie sind in Wahrheit die Väter und Mütter der kommenden Generation, ob sie nun in Hütten oder Palästen wohnen, als einfache Arbeiter an der Maschine stehen oder in Parlamenten und Räten sitzen. Sie alle säen auf Hoffnung. Und oft ist es ein trauriges Säen, wenn sie immer wieder ein „Umsonst“ ernten. Aber sie sitzen im gläubigen Vertrauen auf den Herbst, der ihnen trotz allem ihre Mühe lobnen wird. Und noch nie ist Treue ohne Lohn geblieben.

Der Frühling ist da! Die Scholle liegt bereit. Der Same will zur Erde. So laßt uns denn säen und zukunftsträchtige Körner in die Herzen der Menschen legen!

R. S.

Erwachender Frühling

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern; es ist der stille, meißelnde Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler froher Stunden, die Ahnung höherer, ewiger Blüten und Frühlinge.

Kovalls

Man kann einen seligen, seligsten Tag haben, ohne etwas anderes zu gebrauchen als blauen Himmel und grüne Frühlingserde.

Jean Paul

Ich lausche immer in der Schöpfung und warte mit stodemem Atem, daß ich die geheime Herrlichkeit alles Geschaffenen sehe, das Ewige in ihr.

Frenken

Die Perlen des Gottes Schima

Roman von Franziska Fuhs-Vienau

Copyright by Greiner & Co, Berlin NW 6

(9. Fortsetzung.)

Vili vergaß ganz, was vorher gewesen war. Sie lebte nur dem Augenblick und freute sich über all das Schöne und Neue, das sie täglich sah.

Am zweiten Tage ihres Aufenthaltes, als sie mit dem Fürsten einen Spaziergang machte, führte Abu Rogul ihnen ein wundervoll gebautes Pferd vor.

„Ach, welch ein herrliches Tier!“ rief Vili begeistert und freudig.

„Gefällt es Ihnen?“ erkundigte sich der Fürst, „dann sei es Ihr Eigentum.“

„Rein, Hoheit, das wäre ein zu kostbares Geschenk, das kann ich nicht annehmen.“

„Dann wäre es herrenlos,“ lächelte der Maharadscha. „Aber eine Bitte dürfte ich doch wagen, dem Tiere einen Namen zu geben.“

„Da sah Vili vor ihren geistigen Augen den Rhein, sah das Mondlicht darüber glitzern und die Wellen wie Nixen kommen und gehen. Und im impulsiven Ueber-schwang bestimmte sie: „Nixe soll es heißen.“ Und Nixe war fortan ihr Pferd.

Durch mancherlei Beschäftigung war nun der Tag eingeteilt. Sie übte sich fleißig im Reiten, und bald sah sie sicher im Sattel.

Dann gab ihr Nixere Achmed eine Stunde Unterricht in der Sprache des Landes und war oft erstaunt über ihre raschen Fortschritte. Meistens blieben sie noch lange im Gespräch zusammen, oder er zeigte ihr Teile des Schlosses, die eine besondere Eigentümlichkeit im Baustil aufwiesen.

An einem Morgen führte er sie in einen Blumengarten, wo die Schönheiten tropischer Pflanzen ihr Auge entzückten. Ein unheimliches, schlangenförmiges Gewächs erweckte ihre Aufmerksamkeit.

„Wie heißt dies scheußliche Gewächs von Nesten?“ fragte sie.

„Die Königin der Nacht.“

„Sprachlos und ungläubig sah Vili ihren Begleiter an.“

„Sie schreien,“ meinte sie endlich.

„Dort ist Ihnen die Entstehung dieser Pflanze schildern.“

„Ich bitte darum, denn es interessiert mich, wie die Höflichkeit zur Königin geworden ist.“

Nixere Achmed nahm neben ihr Platz und erzählte ihr die Geschichte Sumiras, jener schönen Bajadere, die sich Schwa, dem Gott des Lichtes verlobt hatte. Vor dem Horn des Lichtgottes stehend, kam sie zu Vishnu, dem Gott der Finsternis. Als der erfuhr, was vorgefallen war, versprach er ihr Hilfe, damit Schwa, der Strahlende, ihrer nicht boshaft werden könne. Und Nixere Achmed vollendete seine Erzählung:

Die Hand des Gottes berührte Sumira. Als die Verfolger sich nahen, tauchen sie ein schlangenförmiges Gewächs, bewaffnet mit scharfen Dornen. Grünlich schimmernden die einzelnen Äste, rötlich durchzogen vom Saft des Lebens.

In der Nacht aber, wenn der Mond sein magisches Licht herabströmt, öffnet sich die Blüte, das Antlitz Sumiras. Die Blätter gelben in bräunlicher Bronze, überdeckt von Silberhaar. Aber nur kurze Zeit darf der, dem das seltene Glück widerfährt, die Höflichkeit zu schauen, sich an ihrer Schönheit und ihrem Duft erfreuen. Das Licht des kommenden Tages findet die Königin der Nacht geschlossen, die Höhe ihres Daseins ist überschritten, sie welkt und vergeht.

„Die seltene Blüte möchte ich sehen,“ gestand Vili.

„Ihr Wunsch kann erfüllt werden. Sehen Sie, dort ist eine Knospe, sie wird sich bald öffnen. Darf ich Sie dann rufen lassen?“

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, Nixere Achmed.“ Dieser beugte sich nieder und erfasste mit heischem Blick ihre Gestalt. „Die Schönheit der Blume ist vergänglich,“ flüsterte er, „uns aber erholden bleibt die Wunderblume der Menschheit in ihrer vollendeten Grazie. Darf ich sie halten an meinem Herzen, alle Fähigkeiten der Welt und all ihre Freuden würden für mich verfliegen. Ein Mädchen von ihr, die mir alles gibt, und ich würde das Meer ausschöpfen, wenn sie es wollte, um die Perlen zu fassen, von keiner Hand berührt, damit sie sich schmückt damit.“

Vili fühlte den heißen Atem des Anders. Furcht bemächtigte sich ihrer. Sie bedeckte die Augen mit der Hand. Schnell stand sie auf und sagte voller Hoff:

„Vergehen Sie, aber ich muß mich zurückziehen, die feuchte Hitze hier ist mir unerträglich.“

Sie winkte Nixere Achmed, der sie begleiten wollte, abschiednehmend zu und gab der Dienerin, die an der Türe hockte, ein Zeichen, ihr den Weg zu weisen.

Langsam überlegte sie, wie es zu ermöglichen sei, Nixere Achmed auszuweichen. Ein unbestimmtes Gefühl warnte sie, ihm zu trauen.

Am nächsten Morgen beauftragte sie die Dienerin, ihm zu bestellen, die Stunden müßten einwirken auf-fallen, die Hitze mache sie unruhig und müde.

Mit Blumen in der Hand kam die Dienerin zurück und bestellte:

„Die zarte Blume des Abendlandes möge sich an der Schönheit der morgenländischen Schwärze erfreuen.“

Vili befahl, den Strauß zur Seite zu legen. Sie wollte kein Geschenk von ihm annehmen.

Die Wahrheit ließ sie sich auf ihrem Zimmer servieren, da ihr der Maharadscha mitgeteilt hatte, er sei einige Tage abwesend.

Einem impulsiven Gedankengang folgend, schraubte sie die Gitter des Fensters los, nahm die Blumen und ließ sie in den Hof fallen. Erschreckt atmete sie auf. Nun erinnerte nichts mehr an ihn.

Doch als die Dunkelheit hereinbrach, wurde sie an ihren Wunsch vom gestrigen Tage erinnert. Nixere Achmed ließ ihr mitteilen, so bald der Mond mit seinem milden Licht die Erde erhelle, würde die Königin der Nacht sich öffnen.

Was nun? . . . Sollte sie hingehen oder lieber verzichten? . . . Ihre Angst war doch vielleicht grundlos. Nixere Achmed hatte wohl nur so gesprochen in der Begierde des Augenblicks. Die Dienerin mußte eben an ihrer Seite bleiben, dann war sie geschützt.

Nixere Achmed begrüßte sie stumm und ließ sie durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Ihr zu führen hatte die Dienerin.

Stille herrschte . . . Krasse Dunkelheit in den Ecken und gleichendes Mondlicht bildeten scharfe Kontraste. Die erotischen Gewächse nahmen die Formen ungeschlitzter Tiere an.

Vili zog die Schultern zusammen. Ein Schauer über-riefelte sie. Ihre Hand streckte sich vor und berührte den Schwell der Dienerin. Erschreckt atmete sie auf. Sie war nicht allein.

Sie hob das Gesicht. Ein wunderbarer Duft umschmeichelte sie plötzlich. Langsam, ganz langsam öffnete sich die Blüte dem Licht des Mondes. Eine Stimme hinter ihr flüsterte:

„Vishnu kann sich erfreuen an der Hofseligkeit einer Blume. Aber das lebende Kleinod ist begehrenswerter. Wird es sich neigen zu dem bittenden Sklaven oder wird die Herrlichste die beschriebene Gabe wieder von sich werfen?“

Die Stimme des Anders hatte einen heiseren Klang, als er in drängender Eile weiter sprach:

„Warum war bis jetzt das Herz des Mannes nebelhaft? Die Frauen, die er sah, plärren wie Papageien, sinnlos und ohne Nachdenken. Anders sind die Geschöpfe, die unter bleicher Sonne leben. Ihr Denken ist wie geschliffener Kristall. Sich an ihren sprühenden Gedanken zu erfreuen, wäre der Inhalt eines Lebens wert. Eine ist unter ihnen, die wie eine Fremde ist, dort wie hier, und doch ist keine so schön und —“

Vili sprang auf und wich zurück. „Ich verstehe Ihre Worte nicht,“ flammelte sie zitternd. Ihre Hände streckten sich vor, um Schutz zu suchen bei der Dienerin, aber sie griffen ins Leere.

Sie wollte sich wenden, da huschte ein Schatten an ihr vorbei, daß sie ausschrie in Bangigkeit. War es ein Mensch oder ein Tier, das sie erschreckte?

Ein eiliger Schritt nahte, und als sie voller Angst aufschau, stand vor ihr der Maharadscha.

„Was ist Ihnen, Frau Dittmar, wer hat Sie erschreckt?“

„Es ist so unheimlich hier, Hoheit, bitte, führen Sie mich fort.“

„Jetzt bin ich bei Ihnen, und keine Gefahr kann Ihnen drohen. . . Aber wo ist denn mein Bruder, schätzte er Sie denn nicht?“

Vili sah sich suchend um. „Eben sprach er noch mit mir.“

Voller Besorgnis klang die Stimme des Fürsten, als er fragte:

„Sie fühlten sich nicht wohl, Frau Dittmar?“

Vili lächelte beruhigend: „Es war wohl nur die Hitze schuld.“

Fürst Amiran sagte, sich selbst einen Vorwurf machend: „Ich vergesse immer wieder, daß Sie Europäerin sind. Aber ich habe schon Beihil gegeben, daß Ihre Räume in der richtigen Weise temperiert werden, damit die feuchte Wärme Sie nicht ermattet.“

Er sah sich um.

„Aha, die Königin der Nacht blüht. Wie gefällt sie Ihnen?“

„Sie ist schön, Hoheit, auf diese Blume paßt die Geschichte über die Entstehung der Pflanze vollkommen. Es ist wirklich eine königliche Blüte.“

„Ja, die kurze Schönheit entschädigt die Höflichkeit des Stammes. Sehen Sie, schon beginnt sie sich wieder zu schließen. Nur der krummen Gottheit zeigt sie sich, das laute Wort verdrängt sie nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Vorblick

Von Hermann Holtkamp

Jetzt kommen die Tage, da es noch Winter ist und doch schon geheime Frühlingsmächte walten.

Über dem ganzen Land liegt noch Eis und Schnee. Tief, tief im weisverhängten Dickicht murmelt aber schon ein Vogel im plündernden Nebelschlag ein verträumtes Lenzlied.

Die Stadt ist dämmerig grau. Eiszapfen hängen von den Dächern und Schneehügel säumen die Bürgersteige ein. Aber plötzlich flirrt ein Sonnenstrahl vom Himmel, streift einen Augenblick über die kümmerlichen Blumenstöcke an den Fenstern, über die tränklichen und blaffen Gesichter der Kinder und verschwindet wieder.

Plötzlich eines Morgens steht ein taufrischer Tag auf. Aus allen Dachrinnen träufelt es. In den Bächen schmilzt das erste Eis und dort am Waldrand steht ein Busch, ganz im Schnee vergraben. Nur ein Astchen ist frei. An diesem Astchen aber hängen dicht aneinander gedrängt vier, sechs, acht, zehn Blütenköpfchen.

Vorblick! Ein junges Mädchen kommt vom Dorfe herüber gegen den Wald zu. Ihre schlanke Gestalt in dem braunen Winterkleid sieht wie ein junges Reh von dem Schneefeld ab.

Sie geht mit frischen, frohglühenden Wangen durch den kalten Tag. Sie und da singt sie leise vor sich hin. Jetzt kommt aus dem Walde ein junger Mann. Er geht langsam. Denn sein linkes Bein schleppt nach — kriegslahm.

Run sieht er sie. Er rafft sich auf und macht strammere Schritte, als ob er sein Gebreite vor ihr verbergen möchte. Wie sie aneinander vorbei kommen, erröten sie alle zwei und nicken sich leise Grüsse zu.

Sobald er zwanzig Schritte an ihr vorüber ist, bleibt er stehen und schaut ihr lächelnd nach. Auch sie hat sich umgedreht. Sie bemerkt, daß er nach ihr schaut. Da reißt es ihr den Kopf zurück und sie flieht scheu, wie wenn sie verfolgt würde, bis sie atemlos über dem Hügel ist und das Dorf wieder vor sich hat.

Er steht lächelnd und schaut ihr nach. Seine beiden Arme breiten sich aus, hinauf zu all dem Licht und Gold, das frühlingsverheißend aus dem Himmel kommt. Er meint, eine Lerche steige aus dem Felde, und schaut ihr nach, hinauf ins ewige Blau. Auch sie hat die Lerche gesehen und blüht lächelnd zu ihr empor. Es war aber gar keine Lerche dort oben. Und doch haben sie beide ihren Gesang gehört. Vorblick! Vorblick, die den Märgen künden.

Der Säer

Skizze von Max Bittlich-Freiburg.

Fast alle Frühlingswässer hatten sich ans Gebüsch und Wieße des Strohensalzes zurückgezogen in die geraden Riehe. Nicht mehr erkannte das Auge die dauernden Wasserströme lediglich am Erle- und Pappelbestand der Ufer. Blut und Land waren geschieden. In lebhaften Gurgeln und Murren drängte der letzte überschüssige Schwall des feuchten Reichthums zur Ferne. Das Gras der Niederung war mit leitem Schlamm gedünat. So verließ das Jahr gute Ernte.

Sauer Urbens sah krank im Bett und blühte durch die niedrigen Fenster. Himmel und Sterne lagen vor ihm. Ein paar Sterne hingen über der säurenden, in geheimnisvolles Erwarten getauchten Heimat. An das Ohr schlugen aus jungem Gebiet die Stimmen des Frohsches, die Kohrdommel rief ihr „bedump, bedump, rumbum“ damisch, und die Kohrdrossel mußte ein lustig Ziel ihrer Reuairer und Spottlust gefunden haben. „Karle, Karle, Kiel!“ jagte sie.

Nicht viel Leuchtendes umflachte des Kranken Sinne, doch der Frühling wirkte deutlich darin, die Verbeihung, und werte seine Sehnsucht wie Sonnenstrahl die Aprilsohnblüte.

Die Welt blieb schön, auch wenn das Wasser finstertartig anseht und aus allen Poren des Bodens herangebrungen war, wochenlang eine einigle Wasserwüste gebildet hatte und mit geschmeidigen, nimmermüden Fingern auf heimlichen Raub, neben dem offenkundigen, ausgegangen war. Unter Schnee und Eis war Brot erwachsen; im trüben Meer hatten sich notleidende Wurzeln, trockener Halm gefährt. Nur ausgedientes Gewächs, Pflanze, Tier und Mensch, hatten ihr Daseinsrecht verloren, um dem Reuen Raum zu geben. Der ewige Wechsel: Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!

Glücklich, wer den Furchen eignen Aders folgen, Samen streuen durfte! Gebilte Gottes, wer in diesen Tagen teilnehmen durfte an diesem jungen Schönen! Und ein Klumpen Glend, wen das Gesicht ans Bett schellte, wenn die letzte Hoffnung auf längeres Leben geradelt war.

Was um Urbens atmete, glaubte nicht mehr an ihn; er war aufgegeben. Auch das Rettungsmittel des „Nugen Rannes“ aus Burg war erfolglos geblieben, obwohl dieser letzte Versuch monchen Todkranken der Senje entführt hatte. Zudem hatte Urbens, nach dem erprobtem Brauch, eine volle Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, nicht im Bett, sondern auf nachtem Boden gelegen, damit ihn der Erde unerlöschliche Kräfte verjünet auferstehen liehen. Sie versagten sich ihm nicht minder: ein Schwächerer, Hinfälligerer war dem Bett zurückgegeben worden.

Und nun bereitete sich draußen der Frühling vor, Hossen die Wasser ab, wartete die weiche Krume des Aders auf Kohrunn. Welch ein Augenblick, den Saatguffod um die Schulter zu binden, die Hand hineinzutauschen, die Körner in lädnen Bretten zu werfen: „Scheuchet die Rot! Brot gebt, Brot!“

Ueber Urbens kam Trümmigkeit. Selbstverständlich wie die Sonne aufging, der Sternenhimmel im Wechsel der Gezeiten die altherade Pracht seines Bilderbuchs durchblättere, Jahr für Jahr in gleicher Größe, so von gleichem Drang bejelt, wie von ewiger Hand in die Bahn der Pflicht geworfen, hatte der Siebzighährige von Saat zu Ernte und wieder von vorn, kaum wie die Gestirne, suerläßig wie sie, seinen Gang vollendet.

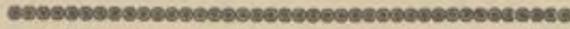
„Dupp, dupp, hupp!“ rief der Wiebehoff in die Raubdenklichkeit des Kranken Urbens lächelnd: „Ja, das sagst du! Der Urbens und duppel! Dazu sind die Knochen zu matt und feiß, mein Lieber. Das Springen hat aufgehört; doch nochmals über die Heider gehen, das wäre mein letzter Wunsch. Ueber den Ader schreiten, die Hand im Korn, der Wärme entgegen wandern, immer weiter in lindem Traum, und in den Geländen der Seligen aufwachen — das müßte ein Scheiden sein auf Schwimmen der Luft.“

Jetzt rede du

Du warst mit ein täglich Wanderziel, Vielleiber Wald, in dumpfen Jugendtagen. Ich hatte dir geträumten Glücks soviel Anzuvertrauen, so wahren Schmerz zu klagen.

Und wieder such' ich dich, du dunkler Hort, Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauhschen — Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort! Verkümmert ist Klage' und Jubel, Ich will lauschen.

R. F. Meyer.



In tiefen Jügen schlürfte Urbens den Atem der weichen Nacht, als ihn der Schlaf in die Arme nahm. Das Traumland führte ihn zum grauen Ader, beschwante Beine und Arme, befeuerte die Stimme und ließ ihn singen wie die Finken.

Am Morgen mußte er sich die Stirn reiben, um sich in der Wirklichkeit unrecht zu finden. Die verwirrenden Bilder schwanden, doch das Blut blieb in den Augen, dunkelste Frau und Tochter an. Er wollte lächeln, sagte er. Die Frauen warteten sich zu: das Fieber sprach aus dem Kranken.

„Spannt gleich nach dem Essen an — Vater!“ „Ich will zum letztenmal lächeln, bevor ich die Augen schließe!“ Schweigend gingen die Frauen hinaus. „Was ist in unsem Vater gefahren? Widersprechen wir, so kann er tot umfallen. Am besten, wir gehen auf sein Verlangen ein; er wird rasch genug seine Ohnmacht fühlen.“

Aber der Braune mußte aus dem Stall und an die Deichsel geführt, die Saat auf das Fuhrwerk geschäft, Urbens dazu gesetzt werden auf Heu und Stroh. Sie hielten langsam, vorsichtig. Wie zum Friedhof — dachte die Frau.

In der weiten erregenden Einsamkeit seines Ackerplans, angegriffen von lenziger Luft, doch mit gerötetem Antlitz umfahnte Urbens sein Bestium. Wie an labendem Trant sehte er. Klein nach Minuten so unterhörten Glücks begann ihn das Gefühl der Schwäche mit mehr Bedmut zu erfüllen, als in seinem Süßchen. Als er sich erheben, sein Vorhaben ausführen wollte, unterlag er. Unfähig, sich zum Eingekändnis seiner Schwäche aufzurufen, flachte er seine Frau an, zu zeigen, was sie in labrelangem Bestand von ihm gelernt habe.

So begann sie ihr Werk, und der Wunsch, ihm eine letzte Freude zu bereiten, beugnete sie. Und Urbens wurde unternehmungslosfugiger dabei. Seine Schwäche zog Schleier aus Bild und Blut zurück. Er begann in Gedanken den Schwung des Armes seiner Frau zu lenken, eine förmlich auf in ihrem Saataana. So raffte er sich erneut auf. Einen Krans rinas um den Ader, so rief er, müße sie frei lassen. Wenigstens die Grenze wollte er am Schluß abschreiten. Und wieder nickten seine Beateiterinnen. Auf welche Einfälle dieser Todtrankes kam!

Doch er wurde bestimmter in seinen Befehlen, und der Augenblick der Entscheidung zwang die Frauen, ihm vom Fuhrwerk zu helfen, ihn unter den Armen zu packen und so um sein Feld zu begleiten. Schritt für Schritt, halb getragen, schliefte er sich die Furchen entlang, warf er mit schwacher dürter Hand die Körner rund um den Ader. Während er sein Feld besohnte, fühlte er das Gegengesicht der Ackertrume: Ihm war, als vermittele ihm die Berührung mit der Scholle haben Mut, als dränge durch seine Adern die überschüssige, frühlingsstrobe Gesundheit befreiter Vögel. Er fand, als der letzte Schritt getan war, an seinem Saatfeld in Glück verjunken wie ehemals an der Wiege seines Kindes — Vaterkols in leuchtenden Augen, die Hände gefaltet: „... in des Dreieinigen Namen werde teil, bringe Frucht.“

In wohlthuendem Halbschlaf lanate Urbens unter seinem Dach an; er mummelte sich in die Betten und atmete regelmäßig bis in den Morgen hinein. Auf nach leiseren Sohlen als sonst bewegten sich die Angehörigen um sein Lager. Noch besorater blühten sie sich an.

Mit klaren Augen erwachte er, mit langvoller Stimme tat er seine Wünsche kund. Und obwohl der Ader eine halbe Stunde Weges entfernt war, sah der Besucher vom Lager aus in den folgenden Wochen die Saat aufgehen, schön und dicht, und fühlte wohlthuend den weichen Boden und atmete den Duft der Dalme in einer Zuversicht, die ihm zugleich Belonnenheit aneus schenkte, den Körper zu schonen. Und er bewunderte die Lerche, wie sie, unausdaltfam, zum Licht fliegt als schmetterndes Flöschchen Daseinsfreude.

Leicht wie sie flühte sich Urbens; sein Kopf baute und plante, aderis und beimste ein. Sein Herz ging nicht mehr schwer wie Rührkrüder in Hochflut, sondern folgte trohen Sinnen.

So beschwinat, erooo er pag in den Tagen, als die Nachtigall in den Heberbüschen zu schlagen begann, und atmete im freien volle Geueuue ein. Ihm waren Flügel gemachsen, nicht, um über Wolken zu thronen bei den Abgeschiedenen, sondern um weiter zu adern und zu radern, im Schweiße des Angesichts, noch über die Siebzig hinaus, aber ausgleich im köstlichen Dienst der Heimaterde, die ihn genädert hatte zu solchem Gang, der Iron und Feier zugleich war.

Das besondere Erlebnis

Heitere Skizze von Hermann Holtkamp

Der Professor erzählte: Es war ein lustiger, übermütiger Kreis, der sich damals in der kleinen Wäldischen Universitätsstadt zusammenfand. Gelehrte, Künstler, auch einige Beamte und ältere Studenten. Bei unregelmäßigen Zusammenkünften schossen die Reden und schlafertigen Gegentreden wie Veschttrakteten hin und her. Uebelnehmen gab es nicht. Solch ein „handgreiflicher Scherz“ mußte sich jedoch bieten man konnte ihn nicht ohne weiteres herbeiführen. Aber wenn nur ein Endchen eines Garnes zu sehen war, dann ergriffen wir es und wickelten es auf, bis der ganze Knäuel eines kapitalen Spottes sich aufrollte.

So auch beim jungen Enno Stolterfoth. Also, dieser Jüngling aus Lübeck erschien eines Tages bei mir, angekündigt durch den Brief einer norddeutschen Base, die ihn mir liebevoll anempfohlen hatte. So stand er vor mir, rosig, wie Milch und Blut, weizenblond, mit treuen, großen, etwas leeren blauen Augen. Er kostete erst etwas Mühe, seiner norddeutschen Schwermüdigkeit einige Antworten und Sätze abzurufen. Aber bei einer guten

Zigarre taute er schließlich auf. Ich erfuhr, daß er Kaufmann geworden und daß sein Leben bisher in den geordneten Bahnen eines wohlgezogenen Hanptaten aus guter Familie verlaufen sei. Und diese Familie war natürlich groß. Wir ersahen es als sicher, daß er einmal eine seiner Cousinen heiraten würde, und der ganze Unterschied war nur der, ob die Cousine aus der Koenstraße oder die vom Buegfeld. Und kaum hatte ich es gedacht, so erwähnte er dies auch schon als selbstverständliche Zukunftsaussicht.

„Aber diese Reise will ich noch genießen! Es ist das erstemal, daß ich allein in eine andere Umgebung komme, sonst gehen wir ja immer alle zusammen in unser Familienommerhaus nach Trauemünde, und jetzt muß ich etwas erleben, koste es, was es wolle!“

Na, dachte ich bei mir, junger Mann, dieser Wunsch kann erfüllt werden!

Am nächsten Tage trommelte ich meine Freunde, unseren ganzen Kreis, zusammen und trug ihnen das Verlangen des jungen Stolterfoth nach einem Erlebnis vor. Ein Jubel folgte meiner Rede: „Das wird gemacht!“ hieß es von allen Seiten. „Aber, liebe Freunde, dieser Jüngling darf mir keinen Schaden leiden“, ermahnte ich, „schließlich bin ich meiner Base doch verantwortlich für sein Heil, das selbstlich wie selbstliche!“ Alle versprachen es lachend, und bald hatten wir einen herrlichen Plan ausgeheckt.

Am Abend schlug ich dem jungen Enno vor, mit mir in eine kleine, gemüthliche Weintneipe zu gehen, wo ich eine Anzahl meiner Freunde, vor allem einige Künstler, treffen wollte. Seine Augen leuchteten: ja, das war etwas anderes, als bei ihm daheim, wo sich alles um Getreide, Fische oder Baumwolle drehte und nur einige Anlässe zu dithorambischem Schwung sich zeigten, wenn das Gespräch auf Importen und den berühmten Lübecker Marzipan kam. Seine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen, es herrschte eine ausgelassene Lustigkeit in anserem Kreise. Besonders tat sich ein auch für diesen Abend eingeführter Gast, ein ungarischer Graf (unser Freund, der Tierbildhauer, spielte ihn meisterlich) heror. Mit dem ganzen Feuer seiner Nation ließ er einen blendenden Witz nach dem andern steigen. Ennos Augen wurden größer und größer; er bemerkte es gar nicht, daß die Anspielungen immer anzüglicher und satirischer wurden, die Stimmung immer geladener und schwüler. Und plötzlich flogen die Forderungen nur so hin und her, und obwohl er sich gar nicht über den Grund klar war, hatte auch er von dem Grafen eine schwere Pistolenforderung erhalten. Ich brachte den Halbbetäubten nach Hause, er schlief mir fast in den Armen ein.

Am nächsten Morgen erkundigte ich mich nach seiner Fertigkeit im Pistolenschießen — das Duell war erst fünf den darauffolgenden Tag in aller Frühe angelegt. Ja, da sah es böse aus; noch nie hatte er ein solches Wordinstrument in der Hand gehabt. Nun galt es, wenigstens den einen Tag zu nützen, denn der Graf war ein verteuft guter Schütze. Auf dem großen Speicher meines Hauses machte ich ihm einen Scheibenstand zurecht. Und da stand er nun oben und knallte und knallte den ganzen Tag. Die Sonne brannte auf das Dach, und der Schweiß lief ihm in Strömen übers Gesicht. Aber er hartete aus. Und am Abend hatte er wenigstens eine Ahnung, wie man mit einer solchen Waffe umging.

Am nächsten Morgen wachte ich ihn früh, das Auto stand schon vor der Tür. Ich muß bekennen: seine Fassung gefiel mir! Die Sonne war erst im Aufgehen, als wir vor die Stadt kamen. An einer Wegkreuzung fand ein Mann, der aus einem Cornet a piston schweizend blies: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod.“ Wegen dieser Nuance hatte ich einstweilen Widerspruch erhoben; sie war mir zu kraft aufgetragen, hier hätte er den Spaß merken müssen. Aber nein, keine Rede davon; er drückte mir schmerzhaft die Hand und sah mich ziel und festendoll an. Als wir uns dem Wäldchen, dem Ort der verschiedenen Duelle, näherten, knallten mehrere Schüsse, ein in blutige Tücher gewickelter Gegenstand wurde in ein Auto geschoben, das an uns vorüber zur Stadt raste. Wir stiegen aus, ein zweiter Sekundant gestellte sich zu uns, der Graf mit seinen beiden war schon am Plage. Alles wurde in der üblichen Weise vorbereitet, die Gegner standen sich schußbereit gegenüber, da — — warf der Graf mit einem mächtigen Schwung seine Pistole fort.

„Nein“, rief er, „nein, dieses blühende Leben, diese strahlenden Augen, sie sollen nicht erlöschen! Es ist genug Blut geflossen. Jungeterr Mann, setzreihen Sie mir!“ Und er stürzte auf Enno und wollte dessen Hand ergreifen, die ihm dieser, nachdem er eines jaghaften Blick auf seine Sekundanten geworfen hatte auch überließ. Nun kam eine laute und lärmliche Verjöhnung zustande, und der junge Enno stand da wie betäubt und ließ alles über sich ergehen. Ein ausgiebiges Frühstück, das bis zum Abend dauerte, beschloß den Tag.

Am nächsten Morgen reiste Enno ab. Sein Wunsch war erfüllt: er hatte etwas erlebt, etwas Großes, etwas Aufregendes, mehr als er je gehofft. Was waren die kleinen Liebesabenteuer seiner Freunde daheim gegen diesen Montblanc! Und wir schwiegen alle — ich hoffe, Sie werden es auch tun — und so nahm er dies herrliche Erlebnis mit hinüber in sein braves, trockenes Leben des Sohnes aus guter Familie, der seine Cousine heiratet.

Zwei Welten

Skizze von J. E. Gerken.

„Ganz vorzüglich!“ lobt der Vest, als er den Verband abgenommen hat, nicht Frau Jabel zu und geht hinaus. „Nun rasch einen Spiegel, Schwester, bitte.“ Die Schwester ärgert, und Jabel betrachtet sie angstvoll und missträulich.

„Wie denn — sieht es etwa so schlimm aus?“ „Bemahre, anädige Frau, nur — vielleicht — etwas später.“ „Nein, jetzt, jetzt. Ich will leben, ich will wissen.“ Ein hellender Schrei sättert durch das stille Gemach. Die Schwester lächelt, doch landläufige Trostmorte hier nicht angebracht sind. Aber schließlich neigt sie sich doch über das Lager. „Liebe anädige Frau, ich bitte Sie herzlich —“

„Nicht, nicht!“ Jabel wehrt mit der Hand ab. „Lassen Sie, Schwester, und gehen Sie. Ich möchte schlafen.“ Kaum ist die Schwester hinaus, da reißt sie den Spiegel wieder an sich und studiert mit atanzamer Genauigkeit das blaurote satige Feuermal, das die halbe Wange bedeckt.

Also das ist aus ihr geworden, aus der liebreizenden, viel geliebten Frau Jabel?! Ein häßliches Gespöht, von dem sich jeder mit einem leisen Schauder abwenden wird.

Die Pflege ihrer Schönheit hatte bisher einen großen Teil des Tages ausgefüllt; dann kamen wichtige Besprechungen mit dem Schneider, ein Besuch, ein Basar — und die Abende reichten bei weitem nicht aus für die Menge der gefälligen Blick-



ten, die einer Dame von Welt so lästig und so unentbehrlich sind. Und ins Theater will man schließlich auch einmal, um die Operngläser aus dem Parfett auf sich gerichtet zu haben. Dort — in derloge — die schöne Frau Rosmussen —

Das ist nun aus Alles ist überhaupt aus für sie. Bon jetzt an spricht sie kaum mehr, nimmt an nichts mehr Anteil, leert nur und starrt mit leeren Augen vor sich hin. Freundschafts oder ernsthaftes Zureden gleitet an ihr ab wie von einem glatten Stein, und die Ärzte wissen sich keinen Rat. — Heute hat Schwester Kante, die sonst für Frau Isabel sorgt, einen freien Tag, und eine andere Pflegerin versieht den Dienst. Isabel hat kaum den Kopf gewandt, als der Arzt sie ihr strahlte; man soll sie in Ruhe lassen, weiter verlangt sie nichts. „Kann ich etwas vorlesen, anadise Frau? Man hat Ihnen Bücher geschickt.“

„Nein, danke, Schwester.“

„Oder vielleicht die Zeitungs? Es hat sich allerlei Wissenswerthes zugetragen.“

„Was kümmert es mich, was in der Welt vorgeht. Ich bin schon gestorben.“

„O, anadise Frau, wie dürfen Sie so etwas sagen! Das ist sehr unrecht. Das ist Sünde.“

So bestimmt klingt es und so unwillig, daß Isabel sich unwillkürlich umdreht und die Sprechende ansieht. — Ein energisches, aber anmutiges Gesicht ist es, das die strenge Schwesterhaube einrahmt, und dunkle, befehlte Augen halten ihren Blick zwingend fest.

Warum wollen Sie vom Leben nichts mehr wissen, Frau Rosmussen? Es kann doch noch so viel Freuden für Sie haben!“

„Freuden? Für mich?“ Isabel versieht böhnisch den entstellten Mund.

„Für mich gibt es keine Freuden mehr.“

„Vielleicht nicht das, was Sie dafür gehalten haben, anadise Frau. Sie werden keine Bälle, keine rauschenden Feste mehr mitmachen, Sie werden sich nicht mehr schmücken, um den Neid anderer Frauen zu erregen und die Bewunderung der Männer. Aber alles derart kommt ja auch für mich zum Beispiel nicht in Frage. Glauben Sie, mein Leben wäre deshalb arm an Freuden? Arm an leeren Vergnügungen gewiß, so wie es das Übrige jetzt sein wird — aber Sie könnten sich doch viel bessere, nachhaltigere Genüsse verschaffen! Ein festliches Buch lesen, sich an großen Künstlern begeistern, mit klugen Menschen sich unterhalten, die mehr nach innen leben als nach außen. Und —“

Schwester Kante wogerte ein wenig — „Ist es denn nicht auch eine Freude, eine gute, zu Herzen gehende Predigt zu hören?“

Eine Predigt zu hören! Wie ferner Glodentlang schlief es an Frau Isabels Ohr. Und aus verschwommenen Farben fest sich ein Bild zusammen — ein kleines Gotteshaus schlicht und doch so traulich — im Patronatsgestühl saß sie selbst an der Seite der Eltern und auf der Kanzel der Pfarrer, der Führer und Freund ihrer Jugend, zu dem sie aufwachte wie zu einem Heiligen. Was für Stunden tiefsten, reinen Glüdes hatte sie dort erlebt, für ihr bedrücktes, banges Gemüt immer einen Trost, eine Hoffnung von dort mitgebracht.

Und plötzlich ist ihr zu Mute, als atme sie wieder den Duft frischer Felder ein, den wirsigen Geruch aufgelodeter Erdschollen. Ja, dort würde sie sehnen sein, auf ihrem Stück der freien Heimat, das ihr noch geblieben ist, auf dem stillen Hügelchen in der Rebinger Mark, den die Eiden umtraufeln und von dessen Giebeln Fenster man weit über das Land sieht bis an den grauen Stielen der Nordsee.

„Ihr schöner Besitz geht zu Grunde!“ Wie oft hatte der alte Gutshaber ihr das angeschrien. „Ihm fehlt das Auge der Herrin — kommen Sie, um nach dem Rechten zu sehen!“

Ja, jetzt will sie kommen; sie will bei diesen kernigen, einfachen Menschen bleiben, die dort schaffen und arbeiten und denen der Kirchenbesuch am Sonntag die einsine Erbauung bedeutet. Dort kann sie vielleicht noch Gutes wirken — dort wird ihr Leben noch einen Zweck haben!

Sie richtet sich auf und greift nach der Hand der Pflegerin. Preist sie ganz fest zwischen ihren beiden.

„Ich danke Ihnen, Schwester — recht von Herzen danke ich Ihnen! Sie haben mir eine andere Welt gezeigt — eine Welt, die auch mir nicht fremd war, die ich aber über all dem wirren, bunten Leben vergessen hatte. Und jetzt will ich versuchen, wieder in ihr heimlich zu werden.“

Ein Reinfall

Von Klara Mayer-Brudmann-Fellbach

Zum erstenmal hatte ich ungelassen ein Mädchen genommen. Es war mitten im Sommer um die Erntezeit, wo die Auswahl stets gering ist. Nach langem vergeblichem Suchen antwortete ein 24jähriges Mädchen aus einer mittelgroßen Stadt in Bayern. (Auf jedes zehnte Mädchen in Württemberg kommen zurzeit

drei Bayerinnen.) Ich trat mit ihr in Korrespondenz. Sie glaubte allen Ansprüchen genügen zu können, betonte ihre Fertigkeit in einfacher und feiner Küche und verlangte bescheidenen Lohn auf Kosten guter Behandlung. Auf meinen Wunsch gab sie eine Lebensbeschreibung, die ein erschütterndes Dokument menschlichen Elends war. Vater notorischer Säufer, im Wahnsinn gestorben, Mutter bettelarm in einem Dorfe in der Eifel lebend, krank an Leib und Seele. Das Mädchen selbst bei zwei alten Tanten in der Stadt lebend. Aus ihrer Schilderung sprach eine Person, die Verstand und Gemüt hatte und einen erstaunlichen Lebensmut. Lange und nachdenklich betrachtete ich die beigelegte Photographie. Eine festsche, etwas wienerische Erscheinung mit Büchse und Hornbrille. — Ich sagte zu.

Am Tage des Eintritts eine leicht erregbare, fast pridelnde Stimmung, so ungefähr wie bei Kindern: Was der Weihnachtsmann wohl bringen wird? Zunächst brachte er nichts, sie erschien nicht zu dem von ihr festgesetzten Zeitpunkt. Enttäuscht gingen wir zu Bett.

Der nächste Morgen: Im Begriffe, auszugehen, erlebe ich einen Zusammenstoß mit einem Wesen, das sich mir als die Erwartete unter vielen Büdingen mit einem nicht endenwollenden Wortschwall vorstellte. Ich sehe sie an und erkenne die Hornbrille, sonst nichts. In einer augenblicklichen Erstarrung nehme ich ihre ganze Erscheinung in mich auf. Ein gänzlich verblühtes, geradezu konfiziert aussehendes Gesicht in abgerissener Kleidung mit lumpigen Schuhen an den Füßen. Erst wagt der Jörn in mir auf, dann packt mich das Mitleid und während sie ununterbrochen in liebenswürdiger Weise um Entschuldigung bittet für die Verspätung, führe ich sie langsam hinauf in unser Heim.

Eine Antwort vom Bürgermeister ihrer Stadt über den Leumund des Mädchens machte mir etwas Mut; er betonte ihre Armut, aber auch ihre absolute Ehrlichkeit und Rechtshaffigkeit. Inzwischen war ein riesiger, in allen Zügen tragender Korb voller angekommen, der zu meinem Entsetzen so gut wie nichts enthielt. Man einigt sich also dahin, daß das teure Reisegeld, das sie zu beanspruchen hatte, sofort zur Anschaffung des Nötigsten verwendet wurde, falls sie nicht vorgehen sollte, sofort wieder zu gehen.

Was soll ich weiter erzählen? Jeder Tag brachte neue Ueber- raschungen. Zum ersten konnte sie nicht die einfachste Mahlzeit selbständig herstellen. Darin, meinte sie, müsse ich Geduld haben, es sei schon so lange her, daß sie gekocht habe. Die letzten Jahre habe sie mit ihrer Tante zusammen eine alte Dame gepflegt. Obwohl sehr lebhaft, ging ihr die Arbeit nicht von der Hand, da sie hundert Dinge auf einmal in Angriff nahm und keine Abnung von Konzentration und Zeiteinteilung hatte. Im Benehmen war sie lebenswürdig und gewandt — ungeheuer mitteilhaft voranlag! Eine unheimliche Hast und Unruhe war in ihrem ganzen Wesen. Nachts sprach und schrie sie im Schlaf, beängstigt von Schreckträumen. Eine beträchtliche Zeit des Tages verbrachte sie in der stillen Klausur, bald stellte sich heraus, daß sie blasenleidend war. Auch eine gewisse Unsicherheit im Schen fiel mir auf, was von einer schweren Augenoperation herrührte.

Eine Woche war so vorübergegangen, ich hatte mir die erdenklichste Mühe gegeben mit dem Mädchen, aber die Wolken am häuslichen Himmel blieben. Da kam der erste Sonntag. Unser Wägenbrüdel verwandelte sich in ein Girtel mit frischgelacktem Subklopp, blaueidenem Tanzkleid mit Rodvolands nach neuester Mode und funkelnagelneuen Lackschuhen. Einen Augenblick stand sie wie betäubt von der eigenen Erscheinung auf der Schwelle, dann sagte sie: „Ich gehe jetzt zum Tanze!“ „Zum Tanze?“ wiederholte ich noch ganz betreten. Darauf sie mit einer Gebärde voll gläubigen Temperaments: „Ich tanze leidenschaftlich gerne.“ Wir waren platt. — Der Montag war ein blauer Montag, und als der nächste Sonntag kam, konnte ich sagen: O du Entschwundene mir — Ihr Vermächtnis war ein Brief folgenden Inhalts: Gnädige Frau! Ich sehe ein, daß mein Engagement einen richtigen Reinfall bedeutete, ich wollte eben mal etwas anderes sehen. Das Bemuttern kann ich nicht ertragen, ich bin ein freier Mensch, an Großstadtleben gewöhnt. Regen wir uns weiter nicht auf! Meinen Lohn bitte ich an obige Adresse zu senden.

Buntes Allerlei

Eigenartige Liebe

Chamfort, der französische Moralist, zeichnete alles auf, was ihm die Mindertüchtigkeit des Menschengeschlechts zu beweisen schien. Er trieb es mit solchem Eifer, daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als Selbstmord zu begehen. — Mit Vorliebe erzählte er die Geschichte von dem liebevollen Ehegatten. Die war:

Mitten in der Nacht überbrachte man einem Schauspieler die Nachricht, daß seine Frau bei ihren Eltern plötzlich gestorben sei. Die Kunde erregte ihn so wenig, daß er sich mit den Worten „Was werde ich mich doch morgen früh erschrecken!“ zur Wand drehte und ruhig wieder einschliefe.

Das verdächtige Kellerlicht

Eine Tragikomödie, die in ihrer Aufklärung recht humorvoll ist, macht gegenwärtig in Pirmasens die Runde. In der Nacht bemerkte eine Polizeistreife im Keller eines Hauses in der Kaiserstraße Licht und auch verdächtige Geräusche. Darauf alarmierte die Polizei den im Haus wohnenden Stadtschulrat, mit dem der Beamte in den Keller vordrang. Plötzlich ging das elektrische Licht aus und beide standen im Dunkeln. Der Stadtschulrat begab sich darauf in seine Wohnung, um eine Taschenlampe zu holen. Da es dem Beamten zu lange dauerte, ging er gleichfalls die Kellertreppe wieder herauf. Im gleichen Augenblick kam der Stadtschulrat von der Wohnung und stemmte sich, in der Meinung, einen Einbrecher vor sich zu haben, gegen die Kellertür. Der Polizist wiederum vermutete in ihm einen Helfershelfer der Diebe, der Schmiere stand. Nach wiederholtem vergeblichem Anruf zog der Beamte seine Waffe und schoß zweimal durch die Tür, wobei der Stadtschulrat am Kopf gestreift wurde und die Tür freigab. Schließlich wurde die aufregende Sache so geklärt, daß im Keller ein Sohn des Stadtschulrats mit einigen Schullameraden bei dem Wein des Vaters das bestandene Examen feierte.

Zerstört

Wahrscheinlich tut man den Professoren unrecht, wenn man sie wegen „Zerstreuung“ tadelt. Gewiß sind sie es gar nicht, sondern im Gegenteil so sehr auf ihren Gegenstand konzentriert, daß sie darüber die Umwelt und die Rücksicht auf die Umwelt völlig vergessen.

Bunjen, dem großen Physiker, passierte es, daß er bis auf die Höhe entkleidet zur table d'hôte des vornehmsten Hotels in Heidelberg — wo er lehrte — erschien, und der Wirt ihn aufmerksam machen mußte: „Aber, Herr Professor, so heiß ist es hier doch gar nicht!“

Zweihundert Anrufe zerören die Liebe

Wenn eine liebevolle Gattin ihren Mann tagsüber in seinem Geschäftszimmer anruft und sich angelegentlich nach dem Ergehen ihres Lieblings erkundigt, so mühte der Gatte eigentlich sehr geschmeichelt sein. Aber alles hat seine Grenzen, selbst die Aufnahmebereitschaft eines Mannes für derartige Liebesbeweise. So erging es wenigstens dem New Yorker Liston, der kürzlich vor Gericht erschien, weil er von seiner allzu besorgten Gattin getrennt sein wollte. Den Hauptgrund zu diesem Wunsch bildeten die Telefonanrufe seiner Frau. Liston erklärte, sie habe ihn nicht nur ein- oder zweimal, nein zwanzig, hundert- und an einem Tage gar zweihundertviermal angerufen und gefragt: „Wie geht es Dir denn, lieber Mann?“ Auf die sechzehn Stunden seiner damaligen Trennung von der Gattin gerechnet, ergebe dies alle fünf Minuten einen Anruf. Das könnten selbst die stärksten Nerven auf die Dauer nicht ertragen. Welcher Ansicht auch der Richter beipflichtete, mußte er. — Den gleichen Erfolg hatte die Scheidungsfrage der Frau Ferrel. Bei dieser handelte es sich freilich nicht um Telefonanrufe, sondern um Wohnungswechsel. Mit bewegter Stimme erklärte die Frau vor Gericht, ihr Mann habe sie im Verlaufe ihrer zehnjährigen Ehe dreihundzwanzigmal zum Umziehen gezwungen. Angesichts der Preis damit verbundenen Unkosten sei es vielleicht nicht verwunderlich, wenn er in der gleichen Zeit nur so viel Geld für sie übrig gehabt habe, daß sie sich ganze zwei Kleider kaufen konnte. Frau Ferrel gewann ihren Prozeß mit Glanz und wird sich nun endlich dank der vom Richter freigebig zugesprochenen Unterhalte endlich von ihren Umzügen erholen und auch einmal ein neues Kleid kaufen können.

sp. Reford einer Kage. Eine Grundbesitzerin aus Elma im Staate Washington trat eine Europareise an und gab für die Dauer ihrer Abwesenheit ihre Kage einer befreundeten Familie in dem Städtchen Auburn, 80 Meilen von ihrem Wohnort entfernt, in Pflege. Am Tage nach ihrer Einlieferung war die Kage aus Auburn verschwunden. Drei Tage später traf sie in dem Hause ihrer verzeigten Herrin in Elma ein. Sie hatte in drei Tagen eine Strecke von 128 Kilometern zurückgelegt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Erwin Bollmer.



Advertisement for KURMARK CIGARETTEN. The ad features a central illustration of a man in a suit smoking a cigarette. Text includes: 'Länder- und Städtewappen aller Erdteile in Gold- und Silberdruck', 'Die FREUDE des KURMARK-RAUCHERS', 'Den endgültigen Qualitätsbeweis Raucher selbst.', 'Ich rauche täglich wenigstens 20 Stück. Kurmark ist die einzige, die ich kenne kein andere. Für alle, die in jeder anderen Gattung nicht zugegen so anregend ist, die Kurmark ist mir ebenso gut wie die beste. Noch jeder meiner Freunde war mir aus tiefster Dankbarkeit für ihn auf die Kurmark aufmerksam gemacht.', 'KURMARK CIGARETTEN', '51', 'MAZEDONEN-MISCHUNG', 'Die Zigarette der neuen Epoche!'.

